

A photograph of Gerhard Schröder, leader of the SPD, celebrating on a stage. He is wearing a dark suit, a white shirt, and a patterned tie, with his arms raised in a 'V' sign. To his right, another man in a dark suit is partially visible. The background is dark blue with a red banner at the top left containing the SPD logo and the slogan 'Wir sind bereit.'

**SPD**

Wir sind bereit.

# „Eine andere Zeit“

Ein rauschender Sieg trägt  
Gerhard Schröder ins Kanzleramt.  
Noch in der Wahlnacht begann  
das Pokerspiel mit den Grünen. Weder  
Schäuble noch Rühe bestreiten Rot-Grün  
das Recht auf Regierungsbildung –  
ein Machtwechsel ohne alle Hysterie,  
von der Union ergebnislos hingegenommen.

**Sieger Schröder**  
*„Ende einer Epoche“*



**P**unkt. Aus. Feierabend. Es ist die von ihm geschmähte Medienwelt, die Helmut Kohl am Sonntag abend mit unbarmherziger Härte klarmacht, was Verlieren heißt. Gerade ist der CDU-Chef, Bundeskanzler seit 16 Jahren, vor die Mikrofone im Adenauer-Haus getreten und hat zu reden angehoben, da wird er von den ARD-Sendern abrupt weggeblendet – der Sieger ist da, Gerhard Schröder.

„Dies ist das Ende einer Epoche“, verkündet der Niedersachsen mit unterdrücktem Triumph. Er redet wie in Trance. Der SPD-Herausforderer, der es – als fünfter Sozialdemokrat nach den vergeblichen Anläufen von Hans-Jochen Vogel, Johannes Rau, Oskar Lafontaine und Rudolf Scharping – geschafft hat, den CDU-Patriarchen aus dem Amt zu vertreiben, präsentiert sich als großzügiger Sieger.

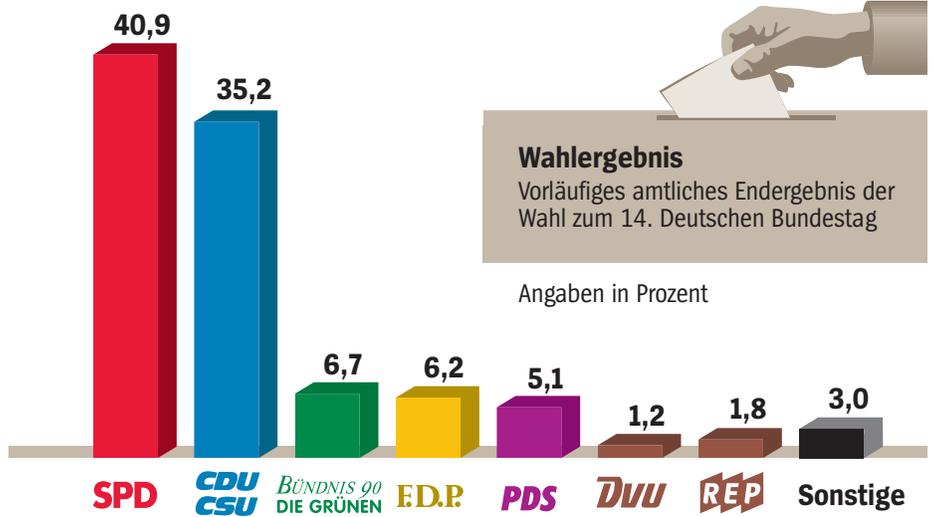
Ein harter Gegner sei Helmut Kohl gewesen, sagt Schröder, ein fairer dazu. Seinen Beiträgen zur deutschen und europäischen Einheit bezeuge er Respekt. Doch dann folgt wie ein unterdrückter Aufschrei der Satz: „Aber jetzt ist eine andere Zeit.“

Es ist seine Zeit, Schröder-Time. Hoch reckt er beide Arme zum V-Zeichen: Victory. Deutlicher, als er selbst erwartete, gaben ihm die Wähler mit 40,9 Prozent das Mandat zum Regieren. Machtwechsel. Generationswechsel. Politikwechsel. Ortswechsel. Die Bonner Republik ist Vergangenheit. Die Wahl am vergangenen Sonntag, bei der es die Deutschen zum erstmalig in ihrer Nachkriegsgeschichte fertigbrachten, eine Regierung aus dem Amt zu stimmen, bedeutet eine historische Zäsur. Joschka Fischer im Überschwang: „Das ist wie das Erdbeben von San Francisco.“

Daß die Niederlage der Kohl-Regierung mit 35,2 Prozent im Osten besiegelt wurde, zeigt deutlicher als alle feierlichen Erklärungen zur Einheit an, daß die Berliner Republik längst begonnen hat. Die Partei des Kanzlers der Einheit mußte in den neuen Ländern ein Minus von 11 Prozentpunkten hinnehmen und kam nur noch auf 27,3 Prozent. Die Sozialdemokraten erreichten 35,1 Prozent der Stimmen. Wie glatt alles ging: Als hätten in Deutschland alle auf diesen Ausbruch von Bewegung gewartet, der das Machtsystem Kohl hinwegfegte.

Mit atemberaubender Selbstverständlichkeit begannen sich Sieger und Verlierer in die neue Situation zu schicken.

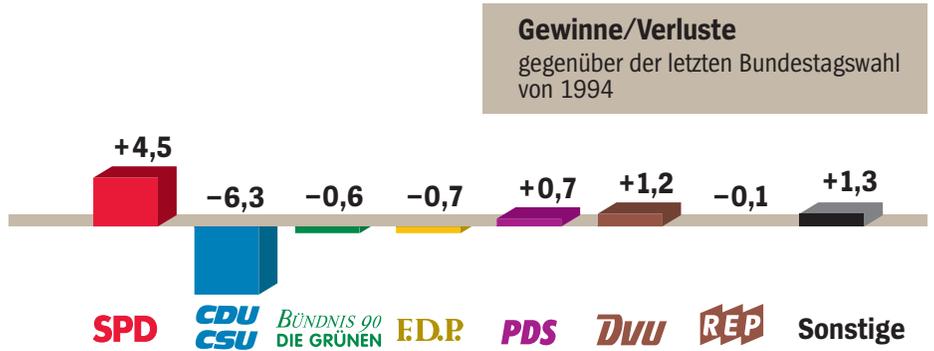
Was für ein Unterschied zum Machtwechsel von 1982, als Helmut Kohl die Liberalen aus der Regierung Schmidt in sein Kabinett lockte und die Neuwahlen in vergifteter und polarisierter Atmosphäre stattfanden. Mit seiner Ankündigung einer geistig-moralischen Wende spaltete Kohl die Bundesrepublik. Mit ihrer Enttäuschung über den „Verrat“ Hans-Dietrich Genschers und seiner FDP mach-



Wahlergebnis

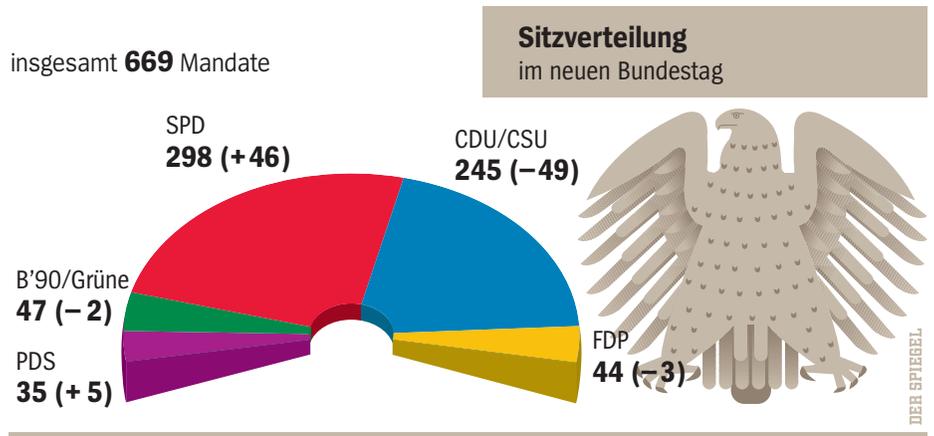
Vorläufiges amtliches Endergebnis der Wahl zum 14. Deutschen Bundestag

Angaben in Prozent



Gewinne/Verluste

gegenüber der letzten Bundestagswahl von 1994



Sitzverteilung

im neuen Bundestag

ten die Sozialdemokraten aus Gegnern Feinde.

Der Ton 1998 ist versöhnlich. Souveräner hätte die alte Bundesrepublik sich kaum verabschieden können. Die deutliche Abgabe an alle Rechtsradikalen sowie die Fairness, mit der Helmut Kohl und seine Parteifreunde ihr Debakel akzeptierten, haben offenbart, daß die deutsche Nachkriegsdemokratie in Bonn verlässliche Fundamente gelegt hat. „Sicherheit statt Risiko“ hatte Helmut Kohls CDU plakatiert, und selten verkalkulierte sich der erfahrene Wahlkämpfer und Stimmungswitterer im Kanzleramt deftiger als mit dieser Parole. Noch einmal sollten die fast magischen Abwehr-rituale den Bestand der Union sichern.

Doch am Sonntag signalisierten die erdrutschartigen Verluste und der historisch einmalige Gewinn der Oppositionspartei SPD das Ende der deutschen Lähmung.

Selbst der unternehmungs- und experimentierfreudige Schröder schien über das Ausmaß der plötzlich von ihm freigelegten Spielräume eher überrascht als glücklich.

Als der Sieger, Ehefrau Doris an der Hand hinter sich herziehend, um 21.12 Uhr ein zweites Mal die überdachte Bühne vor dem Ollenhauer-Haus betrat, lachte er nicht, er leuchtete. Er ging auch nicht, er wandelte. Zum drittenmal nach Willy Brandt und Helmut Schmidt wird ein Sozialdemokrat Kanzler sein. Und das ist er,

der Junge aus der Baracke am Dorfrand von Mossenberg bei Detmold.

Hände streckten sich ihm entgegen – er ergriff sie. Menschen umarmten ihn. Er umarmte zurück.

„Entschuldigt bitte“, sagte der künftige Kanzler, als er wieder auf der Bühne stand. „Entschuldigt bitte, daß ich etwas steif hier stehe. Aber dieses Ergebnis ist auch für mich etwas schwer zu begreifen.“ Donnernder Applaus. „Ich hab’ vielleicht ge-

mut Kohl noch einmal alle seine Gegner und Kritiker – er war am Sonntag ein bemerkenswerter Verlierer. Gelassen, fast erleichtert gratulierte er zunächst seinem Nachfolger zu dessen „persönlichem Erfolg“. Melancholisch-heiter, wie er schon bei seinen letzten Wahlkampfauftritten gewirkt hatte, erinnerte er an eine alte Fontane-Figur. Nicht kleinlich, nicht verbissen, ganz breite Gelassenheit.

Es wurde eine ungewöhnlich milde Elefantenrunde, deren Ton er prägte. Da saßen nicht Königsmörder mit ihrem Opfer zusammen, da respektierten sich Demokraten.

„Ich will jetzt aus dem Streit“ heraus, hatte Helmut Kohl schon zuvor in Interviews versichert. Jetzt überließ er sich – und alle seine Gesprächspartner, Gegner und Koalitionspartner, honorierten es – einer seltsam abgehobenen, fast unpolitischen Stimmung. Ein Mythos wurde menschlich. Eine Generation von jungen Deutschen, die mit diesem Kanzler aufgewachsen ist und erleben mußte, wie er stets ihre Gegenwart ins Historische zu transformieren begann, ja selbst ihre Zukunft, erlebte „seine Ewig-

keit, den Kanzler“ (Fischer), am Ende so real wie nie zuvor: als Verlierer.

Derweil hatte der Sieger Schwierigkeiten, das ganze Ausmaß seines Erfolges zu verarbeiten. Heiser war er, leer fühlte er sich. Daß ihm die ausländischen Korrespondenten schon „Herr Bundeskanzler, Herr Bundeskanzler“ zuriefen, um ihn zu einem Interview zu bewegen, kam ihm noch ganz fremd vor. Als sei er gar nicht gemeint.

Dabei hatten am frühen Abend der US-Präsident Bill Clinton angerufen, auch Lionel Jospin, Tony Blair und Viktor Klima. Alle beglückwünschten ihn. Die SPD, sagte Parteichef Oskar Lafontaine, sei „wieder aufgehoben in der europäischen Familie“ von regierenden Sozialdemokraten. 10 der 15 EU-Regierungschefs sind Sozialdemokraten.

Nichts deutet darauf hin, daß die früheren Rivalen Lafontaine und Schröder in dieser Stunde des Triumphes von ihrem Freundschaftskurs abweichen könnten. Den ersten Auftritt erlidgehten sie fast im Gleichschritt: Leicht kann dem ehrgeizigen Saarländer, der sich ohne Zweifel für den potentiell besseren Kanzler hält, die-

## Gerhard Schröder will zunächst – anders als Helmut Kohl – ein innenpolitischer Kanzler sein

zittert den ganzen Tag.“ Brennende Wunderkerzen begannen vor seinen Augen zu schunkeln.

Die Sprechchöre wurden lauter. Sie waren schwer zu verstehen. Es klang wie: „Hohü“. Schröder legt die Hand ans Ohr: „Ich hör’ hier oben nichts“, rief er. Und dann riefen sie es so laut, daß man es sogar 300 Meter weiter im Adenauer-Haus hören mußte: „Rot-Grün!“

Und da übermannte es Schröder, der zu erstarren pflegt, wenn er seine Gefühle nicht zeigen will. Obwohl er sich geschworen hatte, möglichst wenig über künftige Koalitionen zu sagen, verriet die Körpersprache alles: Sein Oberkörper begann im Takt hin- und herzupendeln. „Rot-Grün“, skandierte die Menge. Und „Rot-Grün“, tanzte auf der Bühne der neue Kanzler.

Zwei Stunden vorher, als Joschka Fischer mit heiserer Stimme über die Medien seinem alten Kampfgefährten Gerhard Schröder gratulierte, wollte der von einem rot-grünen Bündnis noch nichts wissen. „Wir brauchen vor allen Dingen eine stabile Mehrheit“, sagte er da.

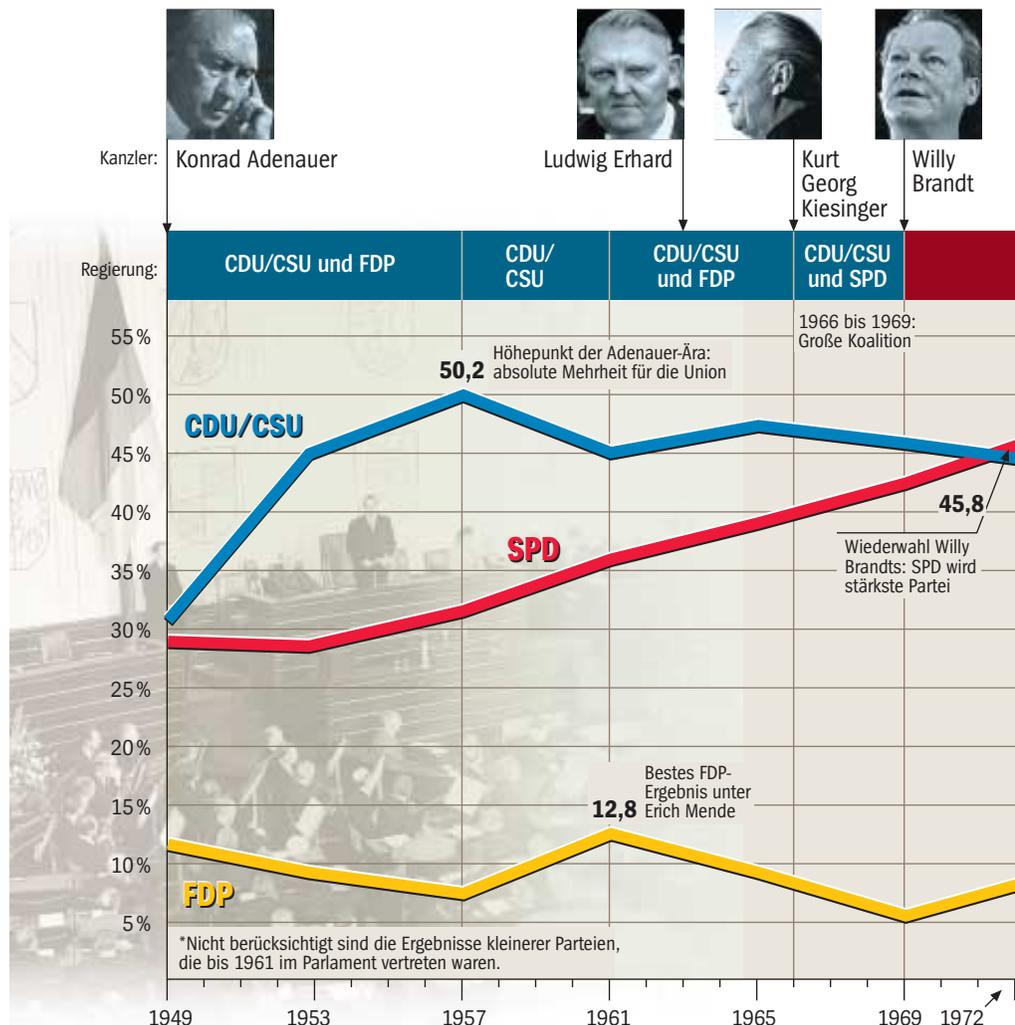
Das ist der coole Schröder. Der ist so pragmatisch wie der grüne Fraktionschef Fischer. Der sagt: „Die Leute wollen den Wechsel.“

Das Pokerspiel hatte begonnen, bevor die beiden miteinander redeten. Drei Jahrzehnte nach dem Aufbruch der 68er-Generation, zu der der künftige Kanzler wie sein möglicher Außenminister sich rechnen, ohne an der Studentenrevolte direkt beteiligt gewesen zu sein, ist vom gesellschaftsverändernden Elan nicht viel geblieben.

Gerhard Schröder, 54, und Joseph Fischer, 50, gehörten schon zu den Pragmatikern in ihren Parteien, als sie 1983 in der Bonner Polit-Kneipe „Provinz“ – gegenüber vom Kanzleramt – beim Bier Kabinettslisten für eine rot-grüne Regierung auszutüfteln begannen, um den gerade gewählten Helmut Kohl abzulösen. Den nannten damals noch alle „Birne“. Sie glaubten, es würde nicht lange dauern mit diesem schwarzen Riesen aus der Pfalz.

Als es dann vier Legislaturperioden später endlich soweit war, überraschte Hel-

Bundestagswahlsergebnisse seit 1949\*



ser Abend nicht gefallen sein. Aber er präsentierte sich einmal mehr als ein Muster an Selbstdisziplin.

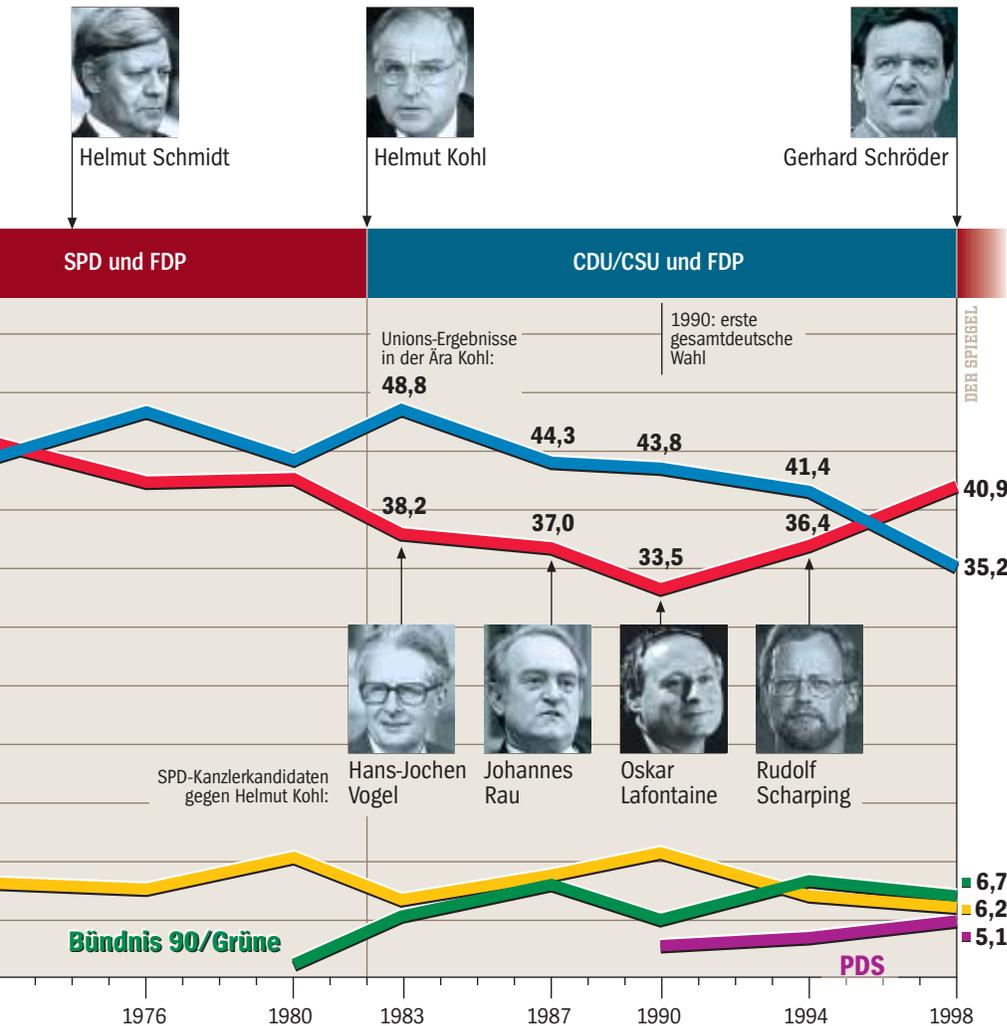
Schröder, der im Wahlkampf immer stärker wie ein sozialdemokratischer Traditionalist geklungen hat, vergaß auch an diesem Abend nicht, die Partei zu preisen. Er straffte sich, als ihn Hans-Jochen Vogel anrief, der Ex-Vorsitzende, der nie sein Fan war. Fast überschwänglich bedankte sich Schröder für dessen Glückwünsche und schlägt vor, „sich doch mal zu treffen und länger zu unterhalten. Ich brauche Deinen Rat“.

Freilich vergißt Schröder auch nie, daran zu erinnern, daß er Wechselwähler dazugewonnen, nicht nur die alten Genossen bei der Stange gehalten hat. „Wir haben die neue Mitte für die SPD zurückgewonnen“, rief er den begeisterten Anhängern vor der Parteizentrale zu. Denn nur unter Verweis auf diese Mittel-Schichten kann Schröder eine Modernisierungspolitik durchsetzen, die sich von traditionellen SPD-Positionen löst.

Gerhard Schröder wird – das läßt er schon an diesem Abend erkennen – an-



**Wahlverlierer Kohl**  
*Gelassene Gratulation*



ders als Helmut Kohl zunächst einmal ein innenpolitischer Kanzler sein. Wie immer auch seine Regierung aussehen wird – der Bekämpfung der hohen Arbeitslosigkeit wird sein Hauptaugenmerk gelten. Er weiß, daß er vor allem deshalb gewählt worden ist. Und er bleibt dabei: „Wenn wir in vier Jahren die Trendwende am Arbeitsmarkt nicht geschafft haben, verdienen wir es auch nicht, danach wiedergewählt zu werden.“

Schon in dieser Woche will der designierte Arbeitsminister Walter Riester vorbereitende Gespräche zu einem Bündnis für Arbeit führen. „Da muß jetzt ganz,

### Weder Wolfgang Schäuble noch Volker Rühe machen den Eindruck von Geschlagenen

ganz schnell herangegangen werden“, sagt er am Wahlabend. Eine große Runde aller Beteiligten unter Kanzlervorsitz soll es noch in diesem Jahr geben.

Ebenfalls schon in dieser Woche dürfte der künftige Kanzler außenpolitisch gefordert sein, wenn auch formal noch die abgewählte Regierung Kohl zu entscheiden hat – womöglich über Krieg und Frieden im Kosovo. Die USA seien entschlossen, so wurde bei der Sitzung der Nato-Verteidigungsminister in der vorigen Woche in Portugal bekannt, die Nichtbeachtung eines Ultimatums an den serbischen Präsidenten Slobodan Milošević, die Truppen aus dem Kosovo zurückzuziehen, mit dem Einsatz von Cruise Missiles gegen militärische Ziele in Jugoslawien zu ahnden. Deutschland sei bereit, so Noch-



**Wahlsieger Lafontaine, Schröder, Schröder-Kabinettsmannschaft**  
*„Wir brauchen vor allen Dingen eine stabile Mehrheit“*

Verteidigungsminister Rühle, dafür 14 Tornados zur Verfügung zu stellen. Der Einsatz müßte vom alten Bundestag genehmigt werden.

Für eine Koalition mit den Grünen käme damit eine Stunde der Wahrheit gleich am Anfang. Ja, sagt Joschka Fischer, der mögliche Außenminister, „man kann es sich eben nicht aussuchen. Schonzeit würden wir keine haben“. Es wäre seine Aufgabe, nicht nur seine eigene pazifistische Partei zu überzeugen, sondern auch Skeptikern im Ausland die Angst zu nehmen vor dem ersten grünen Außenminister der Welt.

Ob es soweit kommt? Je länger der Wahlabend dauerte, desto deutlicher

### „Eine große Koalition wäre verhängnisvoll – und katastrophal für die Union“

drängten die Ergebnisse in diese Richtung.

Während bei der Grünen-Siegesfeier die Wunderkerzen zischten und die Basis jubelte, waren auf den Minen der grünen Großkopferten so viele Sorgen- wie Lachfalten zu entdecken. „Jetzt wird es ernst“, sagte Matthias Berninger, Bundestagsabgeordneter aus Hessen. Der Konflikt zwischen Grundsatztreue und Pragmatismus klappt auf. Die schöne Zeit der kessen Sprüche – im Wahlkampf gerade noch mal ausgebügelt – ist endgültig vorbei.

Bärbel Höhn, koalitionsgeprüfte Umweltministerin aus NRW, plädiert schon in der Wahlnacht dafür, „Rot-Grün zu machen, auch wenn es knapp wird“. Und gegen Mitternacht besuchen die Spitzenkandidaten der Grünen informell schon einmal den künftigen Kanzler. Mit der Forderung nach vier Ministerien wollen die Grünen in die Verhandlungen mit der SPD gehen, ein taktischer Zug, um letztlich drei Ministerien herauszuholen und um ihren Einfluß in den „Kernbereichen“ der Regierung erhöhen zu können. Fest stehen: Joschka Fischer, Jürgen Trittin, fast auch Andrea Fischer und unter Umständen Bärbel Höhn. Cem Özdemir soll Ausländerbeauftragter im Kabinettsrang werden.

Obwohl im Laufe des Abends die rot-grüne Mehrheit wuchs, warnte Oskar Lafontaine, der dieses Bündnis im Prinzip befürwortet, vor allzu schnellen Festlegungen. Ein Teil der SPD sehe Rot-Grün mit größter Skepsis, gab er zu bedenken. Und wieviel Mandate würden überhaupt zum Regieren reichen?

Oft genug hatte Gerhard Schröder vorher hin- und herrechnen lassen. Das Ergebnis schwankte: Mal war von 12 Sitzen die Rede, mal von 15 bis 20. „Ausschlaggebend ist, welche Mehrheit der Koalitionspartner Joschka Fischer nach der Wahl für ausreichend hält“, hatte Schröders Sprecher Uwe-Karsten Heye gesagt. Am Ende hat Rot-Grün eine Mehrheit von 21 Mandaten, dank 13 Überhangmandaten.

Parteimanager Franz Müntefering warnte ebenfalls vor der rein rechnerischen Problembetrachtung. Nicht die Mathematik sei ausschlaggebend, sondern der Wille zur Kooperation. „Da muß es wasserdichte Verträge geben, und dahinter ist auch kein Zurück mehr denkbar.“

Daß es dem Pragmatiker Schröder nicht schwerfallen würde, den Genossen zu erklären, daß für die Rot-Grün-Träume die rechnerische Basis fehlt, wissen alle. In Niedersachsen hat er eine Koalition mit den Grünen ebenso erfolgreich abgeleitet, wie er sie ohne Wimpernzucken beendete, als er allein regieren konnte. In solche Unternehmungen investiert Schröder kein Herzblut.

Freilich, auch ein Bündnis mit der unterlegenen Union, eine Große Koalition, erscheint ihm am Wahlabend nicht leicht zu haben, selbst wenn er es gewünscht hätte. Nicht nur Helmut Kohl, der Verlierer, bleibt bei seiner Absage.

Auch der CSU-Vorsitzende Theo Waigel versucht schon um 19 Uhr mit einem klaren Nein zu einer Großen Koalition vor laufenden Kameras „einen Pflock einzurammen“, wie es in seinem Umfeld hieß. Waigel: „Eine Große Koalition wäre verhängnisvoll für die Demokratie und katastrophal für die Union.“ So wollen die Bayern verhindern, daß sich CDU-Politiker wie Volker Rühle oder Wolfgang Schäuble später anders äußerten.

Aber auch die beiden lassen nicht erkennen, daß sie besonders erpicht wären



M. DARCHINGER

auf ein Regierungsamt unter Gerhard Schröder. Schäuble sieht jedoch, daß die SPD die Union vor sich hertreiben könnte. Sein Nahziel ist es deshalb, nicht den Eindruck zu erwecken, die Union verweigere sich grundsätzlich.

Schäuble und Rühe, die beiden künftigen starken Männer der CDU, zeigen sich an diesem Abend bei allen Fernsehsendern im Duett. Sie seien die neue Generation, sagt Rühe, was Schäuble lakonisch mit dem Hinweis relativiert, immerhin hätten sie beide gerade ihren 56. Geburtstag gefeiert.

Gemeinsam ziehen sie durch Fernsehstudios und versichern, daß sie zusammen den „Neuaufbau“ (Rühe) der Christdemokratie übernehmen werden, ohne „Reibungsverluste“. Bereits Anfang November soll auf einem Sonderparteitag die neue Führungsspitze gekürt werden. Selbst Rühe-Adlaten gehen davon aus, daß Schäuble den CDU-Vorsitz übernehmen will. Tatsächlich strebt der das an, und Fraktionschef möchte er auch bleiben.

Weder der Verteidigungsminister noch der Fraktionschef machen an diesem Abend den Eindruck von Geschlagenen. Auch sie scheinen eher befreit. Hatten sie es nicht kommen sehen und oft davor gewarnt?

So ist auch die Stimmung im Adenauer-Haus. Den Schock, so unerwartet tief abgesackt zu sein, milderte ein Gefühl von Erleichterung. Es ist vorbei – endlich. Das

Ende ist auch ein Anfang, scheinen viele der Jüngeren zu denken.

Allerdings: Unbeschädigt geht keiner der Führungsleute aus dem Debakel hervor, nicht Wolfgang Schäuble, nicht Volker Rühe und schon gar nicht Theo Waigel. Nur Edmund Stoiber strahlt als Stern des Südens.

Über die Dauer ihrer Zeit auf den Oppositionsbänken machen sich Führungsleute wie Hans-Peter Replik und Jürgen Rüttgers keine Illusionen. „Ich rechne mit vier Jahren Opposition. Die Grünen sind weiter als damals in Hessen. Lafontaine hat gezeigt, zu welcher Geschlossenheit die Partei fähig ist, wenn es eine Machtperspektive gibt“, sagt Replik. Und Rüttgers ergänzt: „Die halten vier Jahre durch. Das gibt auf Bundesebene eine Hängepartie wie in NRW.“

Wenn sie darüber nachdenken, fällt ihnen doch wieder der Mann ein, dem sie so lange ihre Ämter zu verdanken hatten – Helmut Kohl.

Während über die Fernsehschirme in der Nacht zum Montag die Nachrufe auf den Bürger-Bismarck aus der Pfalz flimmern, ist der Unmut über sein heroisches und einsames Ende – „Ich mache meinen Job“ – in den Reihen der Union noch immer groß.

Alle hatten sie auf ihn gesetzt. Jetzt kommt der Katzenjammer. Hätte er nicht schon vor zwei Jahren gehen müssen? Hätte er nicht damals schon den Weg freimachen müssen für Wolfgang Schäuble?

Plötzlich wissen alle, daß „der Alte“ seinen Niedergang nicht habe sehen wollen, daß er beratungsresistent gewesen sei.

Noch in letzter Minute hatte die Parteizentrale im Adenauer-Haus versucht, den Kanzler zu einer veränderten Wahlkampf-führung zu bewegen. Am Sonntag vor der Wahl regten die Wahlkampf-Ma-

### „Lafontaine hat gezeigt, zu welcher Geschlossenheit die Partei fähig ist“

nager an, ein Kohl-Video gemeinsam mit Schäuble und dem bayerischen Wahlsieger Stoiber zu drehen. Ihr Argument: Die Troika mit Schröder, Lafontaine und Scharping habe 1994 der SPD noch etwas aufgeholfen. Auch diese Anregung verwarf Kohl.

Er pflegte lange allein zu siegen. Jetzt verlor er allein.

Irgendwann in der Nacht sprühen Feuerwerks-Sterne über den Rhein. Böller krachen. Bonn verabschiedet sich von der Weltbühne.

In der Vertretung seines Landes Niedersachsen tritt ein aufgekratzt Gerhard Schröder ins Foyer, wo noch Journalisten auf den Ministerpräsidenten warten. „Langsam beginnt man zu begreifen, was passiert ist“, sagt er.

Dann geht er. „Herr Bundeskanzler“, ruft ihm ein Reporter nach, und Gerhard Schröder dreht sich um.